

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 133 (1854)  
  
**Artikel:** Grittli, das Webermädchen  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-372832>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Grittl, das Webermädchen.

(Eine wahre Geschichte aus der neuesten Zeit.)

An den reizenden Ufern des Zürichsees, in Kilchberg, wohnte eine brave Familie, aus einem rechtschaffenen Elternpaar, fleißigen Söhnen und Töchtern bestehend. Diese Familie trieb den Seidengewerb, freilich nicht im Großen; die Töchter webten leichte Seidenstücke, und die Söhne verhaufsirten dieselben im Lande herum. Da auf diese Weise Alle ihre Arbeitskräfte vereinten, gedieh das kleine Geschäft fortwährend, und bei Fleiß und Sparsamkeit erwarben sich die Leute ein ordentliches Vermögen.

Eine der Töchter, Margarethe, gewöhnlich nur Grittl genannt, war ein wunderhübsches, liebenswürdiges Mädchen. Der Glanz der Unschuld strahlte aus ihrem lieblichen Angesichte; ihre Gestalt zeigte die schönsten Formen. Schon in ihrem fünfzehnten Jahre war sie die flinkste und geschickteste Weberin, der Stolz und die Freude ihrer Eltern und Geschwister. Beim ersten Morgenstrahl saß sie schon an ihrer Arbeit und ruhte bis zur abendlichen Abendglocke nur wenig. In drei Wochen brachte sie regelmäßig ein sog. Wubb von 100 Ellen zu Ende. Mit ihrem siebenzehnten Jahre war sie konfirmirt. Man hörte nur Gutes von ihr. An den Werktagen mit ihrer Arbeit beschäftigt, ging sie am Sonntag, nachdem sie dem Gottesdienste beigewohnt, entweder mit ihren Gespielinnen spazieren, oder saß daheim bei der lieben Mutter, las ihr ein Kapitel aus der hl. Schrift vor, oder besprach mit ihr häusliche Angelegenheiten.

Etwa einmal fand sie sich auch bei allgemeinen Tanzfesten ein, und jeder Jüngling wollte sie zum Tanze führen. Natürlich zog ihre Schönheit, ihre Jugendfülle, ihr ganzes anmuthiges Wesen die Augen aller jungen ledigen Bursche auf sich. Aber noch hatte sie Keinen bevorzugt, Keinem ihr Herz geschenkt; sie vermied jeden nähern Umgang. Und doch sollte der Zauber der Liebe sich auch ihres Herzens bemächtigen und sie beglücken, dabei aber auch ihr eine Reihe der schwersten Prüfungen bereiten.

Es war im Jahr 1844, als Grittl sich einige Wochen bei einer befreundeten Familie in Adlischwil aufhielt, um wegen Krankheit der Hausfrau das Hauswesen zu besorgen. Wieder in die Heimath zurückgekehrt, sah man sie oft hinter dem Webstuhl in stilles Sinnen, in süße Träumerei versunken; oft strahlte ein himmlisches Entzücken auf des Mädchens Angesicht. Der Mutter fiel die Veränderung in dem Betragen ihres Kindes auf, und sie forschte den Ursachen nach, kam aber der Sache lange nicht auf den Grund. Das Grittl lächelte und schwieg, wenn die Mutter auf verblühte Weise sie um ihr Geheimniß befragte. Ein junger, ziemlich wohlhabender Schlossermeister hatte sich schon seit einiger Zeit um Grittl's Bekanntschaft beworben; die Eltern hätten diese Verbindung gerne gesehen, weil der Schlosser ein braver Mann war, und sie glaubten, Grittl könnte glücklich mit ihm leben. Oft setzte ihr die Mutter die Vortheile dieser Heirath aus einander. Aber Grittl wollte nichts davon wissen; sie schützte immer ihre Jugend vor. Aber es war etwas Anderes, warum sie den braven Schlosser nicht heirathen wollte. Ihr Herz hatte schon gewählt. In der Mühle zu Adlischwil, wo sich Grittl einige Wochen aufgehalten, befand sich ein junger, hübscher Müllerbursche; er hieß Joseph und war von Achern aus dem Badischen gebürtig. Der hatte durch sein anständiges Betragen, durch sein einnehmendes Wesen des Mädchens Herz gewonnen. Lange hatte sich die Mutter vergeblich bemüht, hinter Grittl's Geheimniß zu kommen. Endlich gelang es ihr. Eines Tages, als Grittl wieder so sinnend und träumerisch da saß, geht die Mutter zu ihr, faßt sie bei der Hand, schaut ihr zärtlich in die Augen und bittet sie mit Thränen, ihr doch den Grund ihres veränderten Betragens zu entdecken. Das Kindesherz konnte den Bitten und Thränen der Mutterliebe nicht länger widerstehen. Grittl gestand erröthend ihre Liebe zu Joseph; mit den lebhaftesten Farben schilderte sie das offene, artige Betragen, den edeln Charakter, den Fleiß, das stille, eingezogene Leben ihres Joseph. Alle Einwendungen, alle Bedenkllichkeiten der Mutter wußte Grittl nach und



nach zu beschwichtigen und die Erlaubniß auszuwirken, daß Joseph ins Haus kommen und die Bekanntschaft mit ihr fortsetzen dürfe.

An einem Sonntage, wo die ganze Familie beisammen war, erschien Joseph. Er war wirklich ein recht schöner, junger Mann. Sein offenes, anständiges Wesen nahm Jedermann für ihn ein. Und wie es sich später herausstellte, war auch sein Charakter männlich, treu und bieder. Nur ein Fehler zeigte sich bei ihm: er war etwas eitel und gerieth schnell in Zorn, wenn er sich beleidigt oder gekränkt fühlte. Offen schilderte er seine häuslichen und ökonomischen Verhältnisse. Er stamme von wohlhabenden Eltern her, und er sei in die Schweiz gekommen, um sich in seinem Berufe als Müller und Bäcker zu vervollkommen. Sein Vater sei gestorben; die Mutter und ein älterer Bruder treiben in der Heimath das Müller- und Bäckergewerbe fort und haben ihn um 2600 fl. ausgelöst. Nach dem Tode der Mutter falle ihm noch ein Erbtheil von zirka 3000 fl. zu. Es zeigte sich später, daß Joseph nichts übertrieben hatte. Er gefiel den Eltern und Geschwistern wohl und erhielt die Erlaubniß, seine Besuche fortzusetzen. Von dieser Erlaubniß machte er jeden Sonntag Gebrauch. Es folgte später die Verlobung. Joseph hatte den Plan, sich in der Schweiz niederzulassen und sich da einzubürgern. Es bot sich ihm Gelegenheit, eine schöne Mühle und Bäckerei in der Nähe von Grittili's Heimath zu kaufen. Deswegen schrieb er nach Hause, bat um sein Geld und um die Einwilligung zu seiner Heirath. Allein die Antwort lautete verneinend. Er reiste selbst nach Hause, um die Mutter günstig zu stimmen. Umsonst! Das geldstolze Weib versagte ihm sowohl die Ausbezahlung der Auskaufsumme als die Einwilligung zur Heirath, indem sie sich auf die Gesetze des Landes berief. Sie drohte ihrem Sohne mit Enterbung, wenn er der Familie die Schande anthue und eine Ausländerin, ein armes Webermädchen heirathe. Traurig brachte Joseph seiner Verlobten die böse Botschaft. Grittili verging beinahe in Thränen. Joseph gelobte ihr unverbrüchliche Treue. „Meiner geldstolzen Familie zum Trost“, sprach er, „werde ich dich

noch heirathen; ich habe dir meine Schwüre, wenn auch meine Mutter mich enterben sollte. Ich habe mir eine schöne Summe erspart; damit und mit meinem väterlichen Erbtheil will ich das zürcherische Bürgerrecht erkaufen und ein eigenes Hauswesen gründen. Verlaß dich nur auf Gott und deinen treuen Joseph.“

Joseph traf nun sofort Anstalten zur Erwerbung des zürcherischen Bürgerrechts. Trotz der Hindernisse, welche ihm seine Mutter in den Weg legte, hatte er sich die nöthigen Ausweisschriften aus der Heimath verschafft. Er besaß auch Papiere im Werth von 1000 fl., die auf seine Auskaufsumme lauteten. Die Vorgesetzten der Gemeinde Sch. hatten ihm Hoffnung gemacht, daß er dort zum Bürger angenommen werde. Allein nach vielem Hin- und Herreisen, nach Bezahlung einer Menge von Taxen und Sporteln wurde er von der Gemeinde abgewiesen, weil er die Einkaufssumme nicht baar hinterlegt hatte. Das war ein harter Schlag für die Verlobten.

Man rieth Joseph, sich mit seinem Bürgerrechtsgesuch an eine andere Gemeinde zu wenden; er that es, er sparte keinen Gang, keine Mühe; er borgte den Leuten Geld, um sie günstig zu stimmen; umsonst, er wurde abgewiesen. Er klopfte bei einer dritten Gemeinde an; umsonst, er wurde abgewiesen — hier, weil er Katholik, dort, weil er Ausländer sei. So war ein Jahr und darüber verschwunden; Joseph hatte vergeblich Geld, Mühe und Zeit verschwendet, um sich das Bürgerrecht zu erwerben und Grittili zu ehelichen. Seine Mutter setzte dieser Berechnung alle möglichen Hindernisse entgegen. Sie schlug ihrem Sohne vor, er solle die Bettelschweizerin verlassen und nach Hause kommen; sie habe ihm ein Mädchen ausgesucht, das 10,000 fl. besitze und geneigt sei, ihn zu heirathen. Er verwarf den Vorschlag mit Abscheu; er fühlte sich immer inniger an Grittili gebunden, besonders seit sie ein allerliebstes Kind geboren hatte, das den Namen Bertha erhielt. Allein die Freude über die Geburt dieses Kindes wurde sehr natürlich getrübt durch den Gedanken, daß sie noch nicht ehelich verbunden und daß zu dieser gesetzlichen Ehe keine Aussicht vorhanden sei. Es traf die Unglück-



lichen der Spott und Hohn der lieblosen Welt. Grittli's Eltern und Geschwister machten den jungen Leuten keine Vorwürfe; sie halfen sich Alle das Unglück gemeinschaftlich tragen. Man rieth Joseph als letztes Mittel an, entweder zur reformirten Kirche überzutreten oder sich in der paritätischen Gemeinde Dietikon um das Bürgerrecht zu bewerben. Joseph war rechtschaffen genug, seinen väterlichen Glauben nicht zu verleugnen, und da er nun genügende Geldmittel besaß, bewarb er sich in Dietikon um das Bürgerrecht. Allein auch da mißglückte es. Es hatten ihm nur zwei Stimmen gefehlt. Jetzt war Joseph's Muth dahin; die Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und in dieser Gemüthsstimmung griff er zum schlechtesten Mittel — er verließ Brant und Kind, stürmte in die Welt hinaus, ohne zu wissen wohin. Ueber Berg und Thal trug er seinen Schmerz und fand nirgends Linderung; rastlos wanderte er immer weiter ohne Bestimmung, ohne Entschluß. So kam er durch's Elsaß, durch die Champagne bis in die Nähe von Paris. Er hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht; er litt Hunger — er wußte es nicht; er war müde — er fühlte es nicht. Ueberall hielt man ihn für einen halb Wahnsinnigen, so verstört und leidend sah er aus. Endlich hatte sein Schmerz ausgetobt, eine mildere Stimmung durchzog sein krankes Herz. Er sah im Geist seine verlassene händeringende Braut, für die er so gerne sein Blut verspricht; er dachte an sein holdes Kind, für das er bereitwillig sein Leben geopfert hätte. Die Zauberkraft des Heimwehs bemächtigte sich seiner mit unwiderstehlicher Gewalt; er weinte sich aus, und es wurde ihm wohl um's Herz. Rasch war sein Entschluß gefaßt, heimzukehren zu der weinenden Braut und zu dem verlassenen Kinde. Er führte seinen Entschluß aus. Wie vom Winde getrieben, kehrte er an den Ort zurück, wo er so viel Liebe und Glück genossen. Und es war gut, daß er zurückkehrte, denn Schmerz und Verzweiflung hatten Grittli beinahe wahnsinnig gemacht.

Joseph faßte nun den Plan, mit Grittli und dem Kinde nach Amerika auszuwandern. Grittli erschrak zuerst ob diesem Plane, doch endlich willigte sie ein. Ihre Familie aber war

der Meinung: Joseph sollte einstweilen allein reisen, habe er sich dann in Amerika häuslich niedergelassen und einen sichern Broderwerb gegründet, so sollten auch Braut und Kind ihm nachfolgen. Obwohl ungern trat auch Joseph diesem Entschlusse bei. Während er nun seine Vorbereitungen zur Abreise traf, kam ein Vetter von ihm, Namens Oberbach, nach Zürich in Arbeit. Er war Metzger und hatte ebenfalls im Sinn, später nach Amerika auszuwandern. An diesen Joseph schloß sich Joseph mit vollem Vertrauen an; er führte ihn bei Grittli ein, und es wurde aufs bestimmteste verabredet, daß Oberbach, sobald Joseph schreibe, Braut und Kind nach Amerika bringen solle, was auch Oberbach mit Mund und Hand gelobte. Es war dieß für Joseph ein großer Trost, die Seinigen hatten nun doch in dem Vetter eine Stütze und einen guten Reisegefährten.

Im Spätsommer 1848 reiste Joseph ab. Der Abschied von Braut und Kind war herzzerreißend. Bertha war nun 2 1/2 Jahr alt und ein sehr schönes Kind. „B'hüeti der lieb Herrgott!“ sprach es unter Thränen zu dem Scheidenden. Joseph nahm den Weg über seine Heimath. Mutter und Brüder boten Allem auf, um seinen Entschluß, nach Amerika auszuwandern, rückgängig zu machen. Es war umsonst. „Mutter“, sagte er, „Ihr seid es, die mich fortreibt, die mich vielleicht dem Verderben entgegenjagt. Begegnet mir Unglück, ich verzeihe Euch; möge Euch Gott auch vergeben.“ Selbst Joseph's Brüder baten die Mutter, die Heirath doch zu gestatten; allein das harte Weib ließ sich nicht erweichen. Nur dazu brachte es Joseph, daß seine Brüder ihm versprachen, an Grittli bei ihrer Abreise 250 fl. auszusahlen. Auf Rechnung seines Auskaufes nahm er selbst eine Abschlagssumme mit. Und so schied er aus seiner Heimath und von seiner Familie.

Still durchlief Grittli mit ihrer Familie den Winter. Metzger Oberbach kam einige Male auf Besuch. Er benahm sich sonderbar, suchte Grittli von der Reise nach Amerika abwendig zu machen und erfrechte sich sogar, Joseph zu verdächtigen. Grittli ahnte, Oberbach möchte ein geheimer Verbündeter von Joseph's Mutter sein, und mißtraute ihm. Als er sah, daß er



nichts ausrichtete, blieb er von R. weg. Am Weihnachtstfest 1848 kam der erste Brief von Joseph. Er schrieb, daß er glücklich in New-York angekommen und einstweilen in einer Bäckerei angestellt sei. Grittli solle sich nun reisefertig halten; in einem Monat hoffe er, ein eigenes Geschäft betreiben zu können. Wie groß war Grittli's Freude! Ach, sie hing mit unaussprechlicher Liebe an ihrem Joseph. Im April 1849 kam ein zweiter Brief, worin Joseph meldete, daß er in St. Louis ein Haus gekauft habe und da die Bäckerei auf eigene Rechnung betreibe. Es gehe ihm sehr gut. Grittli solle nun unverzüglich mit Bertha kommen. Sie solle sich an Oberbach, dem er auch geschrieben, anschließen und über Achern reisen, um dort das Reisegeld in Empfang zu nehmen. Grittli antwortete ihm auf der Stelle, daß sie in 14 Tagen abreisen werde. Allein ihr Brief kam nie in Joseph's Hand. Von Joseph's ältestem Bruder wurde Grittli freundlich eingeladen, nach Achern zu kommen. Sie reiste mit ihrer Mutter dorthin. Der Abschied von den lieben Ihrigen war schwer, sehr schwer. Joseph's Brüder empfingen Grittli, deren Kind und Mutter sehr freundschaftlich. Hingegen die alte Müllerin sah sauer drein; ja sie wollte Grittli statt 250 fl. nur 150 fl. Reisegeld geben, aber Grittli's Mutter erzwang die ganze Summe. Der Vetter Oberbach hielt sich auch in Achern auf, ließ sich aber nicht bei Grittli sehen. Die alte Müllerin hielt mit ihm Zusammenkünfte; was da verhandelt wurde, wird die Zukunft lehren. Oberbach reiste ohne Grittli ab; diese wußte nichts davon, und nach 14tägigem Aufenthalt bei Joseph's Bruder nahm sie Abschied von ihrer Mutter, reiste sie in Begleit einer Familie von Achern auf der Post nach Straßburg und von da nach Havre, wo sie am 20 Juni 1849 anlangte und sogleich an ihre Eltern schrieb.

Während nun Grittli über die Wellen des Meeres segelt, wollen wir sehen, wie es etwa 4 Wochen später mit Joseph in St. Louis steht. Sein Bäckereigeschäft ging gut, allein der Gewinn war nicht groß, weil er Alles durch fremde Leute thun lassen mußte, die einen großen Lohn forderten. Darum wartete er mit wachsender Ungeduld auf die Ankunft Grittli's. Es

war an einem Juliabend 1849, als sein Vetter Oberbach zu ihm in's Zimmer trat. Jauchzend sprang ihm Joseph entgegen, und seine erste Frage war: „Warum kommst du allein? wo ist Grittli und mein Kind?“ Der Schurke erwiederte: „Es thut mir leid, daß ich Grittli nicht bewegen konnte, mit mir zu kommen; sie hat mir auf das bestimmteste erklärt, sie gehe durchaus nicht nach Amerika, wenn du sie nicht selbst abholest. Sie ist aber vielleicht froh, wenn du in Amerika bleibst und sie daheim lässest, denn während deiner Abwesenheit konnte sich allerlei zutragen.“ Wie ein Dolchstich fuhren diese Worte Joseph durch's Herz. Der Leichtgläubige traute den gleißnerischen Reden des falschen Freundes, der mit teuflischer Bosheit die Treue Grittli's zu verdächtigen suchte. Schmerz, Eifersucht, Zorn bemächtigten sich seiner, und in Verzweiflung verkaufte er sein Haus und reiste nach New-Orleans, einige hundert Stunden von St. Louis entfernt.

Am 7. August 1849 war Grittli in New-York angelangt und schrieb von da aus ihren Eltern. Sie schilderte in ihrem Briefe, wie sie und Bertha auf dem Meere schwer erkrankt, dann von ihren Begleitern bestohlen und ausgeplündert worden sei. Nur wenige Tage hielt sie sich in New-York auf; dann reiste sie nach St. Louis ab. Folgendes ist der Brief, den sie von da aus in ihre Heimath schrieb.

St. Louis, den 20. Februar 1850.

Ihre Eltern und Geschwister!

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wacht Euch auf eine unglückliche Botschaft gefaßt: Ich bin seit zwei Monaten verheirathet; aber nicht mit Joseph; ich bin verheirathet mit einem Andern! O Gott, mein Gott, und ich lebe noch!

Doch, das Schwerste ist niedergeschrieben, laßt mich Euch alle meine Erlebnisse und gräßlichen Schicksale geordnet und der Reihe nach erzählen, damit Ihr meine traurige Lage ganz erfasset und mir verzeihen möget. Es ist so, ich bin mit einem Andern verheirathet. Ach! ich sehe durch die Thränen hindurch kaum, was ich schreibe.

Ihr werdet meinen Brief, den ich von New-York aus geschrieben, erhalten haben. Was mir von dort an begegnet ist, will ich Alles berichten. Wir fuhren auf einem Dampfschiff bis Albany. Dazu brauchten wir anderthalb Tage. Mich trieb mein Herz weiter, denn es klopfte freudiger und ungestümer, je näher mein Reiseziel rückte. In Albany bestiegen wir ein



Boot und fuhren auf einem Kanal weiter; das war aber für mich eine schreckliche langweilige Fahrt von neun Tagen. Das Schiff mußte von zwei Pferden geschleppt werden. Endlich kamen wir nach Buffalo. Hier hielt meine Reisegesellschaft sich sechs Wochen lang auf. Mein liebes Kind und ich erkrankten von den Beschwerden der Reise und mußten den Arzt brauchen. Von hier schrieb ich nach St. Louis an Joseph, er möchte mich in Buffalo abholen, erhielt aber keine Antwort. Woche um Woche verging; ich wußte meines Leids kein Ende und hatte endlich keine andere Wahl, als mit den Leuten abzureisen. Die Reise hatte mich schon mehr Geld gekostet, als ich vorher berechnet hatte; zudem wurde ich noch viel von Wirthen, Schiffleuten und Lohndienern betrogen. Nach Mühen und Beschwerden aller Art erblickten wir endlich von Ferne die Thürme von St. Louis. O wie dankte ich Gott, der mich hieher geführt und väterlich in allen Gefahren beschützt hatte. Nur noch eine kurze Weile und alles Leid sollte sich in Seligkeit verwandeln.

„Balb, balb sind wir beim lieben Vater! Dann gehen wir aber nicht mehr in das wüste Schiff auf dem großen See, gelt, Mutter?“ so plauderte mir Bertha das Herz so voll, das ohnehin in banger Ahnung fast zerspringen wollte.

Erst jetzt, als ich die große Stadt sah, dachte ich mit Schrecken daran, daß ich nicht einmal die genaue Adresse von Josephs Wohnung hatte. Einer meiner Mitreisenden jedoch beruhigte mich, indem er sagte, die Landsteute, zu denen er mich führen wolle, könnten gewiß Auskunft geben. Diese Leute kannten jedoch meinen Joseph gar nicht. Der Mann aber, der ein Mehger war, sagte nach einigem Besinnen, es sei erst vor kurzer Zeit ein gewisser Oberbach von Achem hier angekommen und von diesem könnte ich wohl am sichersten erfahren, wo Joseph wohne. Ihr könnt Euch mein Erstaunen vorstellen, als ich hörte, daß Oberbach hier sei. Ich suchte ihn sofort auf. Mein Gott und Heiland! er wurde todtenbleich, als ich in seine Stube trat und er mich erkannte. Denkt Euch aber das Entsetzen, das mich erfaßte, als er mich jetzt fragte: „Was wollen Sie hier in St. Louis?“ „Was ich hier will? rief ich erschreckt. Zu Joseph will ich! Mein Kind und ich kommen soeben aus Europa hier an. O sagen Sie mir, wo Joseph wohnt! Führen Sie mich zu ihm!“

„Paha! lachte er; das ist eine schöne Historie! Joseph ist schon seit einem Monat hier weggeriselt, hat seine Bäckerei verkauft, und ist weiß Gott wohin, vielleicht nach dem Westen gegangen!“

„Um Jesu Christi willen, Herr Oberbach! bat und flehte ich händeringend; belügen Sie mich nicht! das kann ja nicht sein! Ich bin ja da, weil er mir geschrieben hat, daß ich kommen soll. Auch er muß ja meinen Brief, der meine Abreise ihm anzeigte, bekommen haben.“

„Er hat keinen Brief erhalten; und ich schwöre Ihnen: er ist fort!“

„Ach Gott im Himmel! jammerte ich; ist das Entsetzliche wahr? Was hat ihn denn fortgetrieben? Warum hat er mich nicht erwartet? Warum hat er

nicht die Nachweisung hinterlassen, wo ich ihn aufsuchen sollte?“

Da sagte Oberbach zu mir, und seine Worte drangen wie Schwerter in meine Brust: „Das sind Alles Narrheiten. Wenn Joseph Sie hätte heirathen wollen, so hätte er Sie sogleich nach Amerika mitgenommen. Er hat Sie betrogen, hat Sie nie ernsthaft zur Frau begehrt. Ich weiß das aus seinem eigenen Munde.“

Das war zu viel; ohne Bewußtsein sank ich zusammen. O meine theuren Eltern, als ich wieder erwachte und mein Elend bei dieser tödlichen Nachricht überfah, könnt Ihr Euch meinen Jammer vorstellen. „Nein, nein sagte ich mir dann wieder, das Alles sind Lügen! So schlecht ist mein guter, mein treuer Joseph nicht!“ Ich sagte es dem Oberbach, daß ich ihn für einen Schurken im Dienste von Josephs Mutter halte, und daß ich sein verruchtes Spiel durchschaue.

Von Oberbach ging ich in der Stadt bei vielen Deutschen herum und erkundigte mich. O stürzt ein, ihr Himmel! es war wahr, das Schreckliche, nur allzuwahr! Joseph war fort. Der Eine sagte, er sei nach Orleans hinunter; ein Zweiter, er sei nach Kalifornien in die Goldminen; der Dritte, er habe ihn sagen hören, er gehe nach der Schweiz, um mich zu holen, und der Vierte, er habe bestimmt gehört, daß er in Orleans an der Cholera gestorben sei.

Was sollte ich armes, verlorenes Wesen nun anfangen? Ich konnte nichts als weinen und wieder weinen. Sechs Wochen lang irrte ich suchend und fragend in der Stadt umher. Alles umsonst, Alles vergeblich. Niemand konnte mir Gewißheit geben, wo Joseph sei. Da stand ich nun mit meinem unschuldigen Kinde, von Gott und Menschen verlassen, in einem fernen Welttheil, unter einem Volke, dessen Sprache ich nicht verstand, ohne Freund, ohne Aussichten, ohne Geld. Ach ja, auch ohne Geld; denn Alles, was ich von Hause mitgebracht, Alles war dahin. Ich hatte noch drei Dollar, als ich St. Louis betrat. So lange ich noch Kleider und einige Werthsachen besaß, trug ich ein Stück nach dem andern ins Leihhaus, um mit meinem Kinde leben zu können. Sogar mein schönes, seidenes Kleid und meine Ohrringe habe ich zuletzt auf solche Art geopfert.

Meine Bertha, ich konnte nicht anders, übergab ich deutschen Leuten und mußte wöchentlich einen Dollar für das Kind bezahlen. Ich selbst behalt mich Anfangs mit Wasser und Brod und einem schlechten Kämmerlein. Die Noth trieb mich immer weiter. Ich ging endlich als Magd in einen Dienst und bekam monatlich vier Dollar Lohn, gerade das Kostgeld für Bertha. Mein Schicksal hielt mich mit Eisenbanden in St. Louis fest. Wo sollte ich mich aber auch hinwenden? Nach Orleans, nach Kalifornien reisen, um Joseph zu suchen? O ja, ich wäre es im Stande gewesen, ich hätte mich durch die Welt gebettelt, wenn ich nur sicher gewußt hätte, wo Joseph zu finden gewesen wäre. Ich schrieb während meiner traurigen Dienstzeit zwei, drei Briefe nach Orleans, erhielt aber keine Antwort. Natürlich, ich wußte ja die Adresse nicht.



Das furchtbare Leiden hatte meine Gesundheit abermals untergraben; ich kränkelte fortwährend und in meinem Dienst litt ich mehr, als auszusprechen ist. Da ich noch nie gedient hatte und in Vielem unbeholfen war, und weil ich meine Meisterleute und sie mich nicht verstanden, so ging's mir immer schlimmer. Ich wurde sehr schlecht behandelt. Essen erhielt ich nur für nicht Hungers zu sterben, mußte auf dem bloßen, harten Boden schlafen; wurde herumgestoßen, gescholten und verachtet. Der Gedanke an mein Kind, für das ich arbeitete, gab mir Kraft, Alles zu dulden. Aber Gott prüfte mich noch härter. Ich erfuhr, daß Bertha's Kostleute Unmenschen seien; sie schlugen das Kind, wenn es zu Essen forderte, und ließen es Mangel an Allem leiden. Ich sah die Rosen seiner Wangen, den Glanz seiner Augen erbleichen, seinen Lebensmuth, seine Kraft entschwenden, und Gott der Herr hat mir meinen Verstand gelassen; er hat mich nicht wahnsinnig gemacht, was doch eine Wohlthat für mich gewesen wäre. Ich sollte den Kelch des Leidens bis auf den letzten, bittersten Tropfen leeren. O niemals hätte ich geglaubt, daß die kleine Menschenbrust Raum für so viel Elend hätte.

So waren drei Monate meiner Dienstzeit vergangen. Von Joseph hatte ich nichts mehr gehört und mußte bald glauben, daß er wirklich ein Opfer der Cholera, die damals in Orleans täglich einige Hundert Menschen dahinraffte, geworden sei. Gerne wäre ich auf Gerathewohl nach Orleans gereist, allein ich hatte ja nicht die geringsten Reisemittel, und ohne Geld ist man in Amerika freudlos. — Ich wurde ernsthaft krank. Die Ursache der Krankheit habe ich Euch von New-York aus schon berichtet. Sie dauerte immer noch an und warf mich jetzt ganz darnieder. Meine Meisterleute schickten mich aus dem Dienst. Als Bertha's Kostleute das vernahmen, jagten auch sie das Kind aus dem Hause, und somit waren wir Beide im buchstäblichen Sinne vogelfrei, auf die Gasse gestoßen. Mein bleiches, zitterndes Kind an der Hand durchirrte ich die Stadt. Wohin ich gehen, wo ich Brod suchen sollte, das wußte ich nicht. So lechzt gekleidet, halb verhungert, das Fieber im Körper, sahen wir der kalten Nacht entgegen, die für uns kein anderes Obdach, als Gottes Sternenhimmel hatte. Mein Kind flehte um Brod, ich hatte nur Thränen für dasselbe; es war todtmüde, ich selbst sank fast zusammen. O jene Nacht, jene Nacht! Ich werde sie nie vergessen. Nur noch einmal hätte ich mein hungerndes Kind mit etwas Speise erquickten mögen und dann — sterben, sterben! Etwas Anderes war ohnedieß nicht übrig.

Theure Eltern! Weinet um mich, ich habe gebettelt in jener Nacht, ich habe mich an das Mitleid der Menschen gewendet, um meinem bittenden Kinde einen Bissen Brod reichen zu können. Ich habe gebettelt vor dem gleichen Bäckerladen, der einst Joseph's Eigenthum war. An einer Straßenecke habe ich die Vorübergehenden um ein Almosen angefleht und meines Kindes Lippen haben mein Flehen unterstützt. Aber noch Gräßlicheres sollte ich dulden. Betrunkene Schwärmer hielten mich für ein käufliches, verlorenes

Geschöpf und mutheten mir das Schändlichste zu, was ein sittsames Weib ewig verabscheuen wird, und kaum vermochte ich mich vor ihren Nachstellungen zu retten. Meine Bertha auf den Armen, denn sie konnte nicht mehr gehen, flüchtete ich mich in der Nähe des Stromes in einen offenen Kohlenstopp und dort brachten wir diese und noch einige folgende Nächte zu. Inzwischen ernährten wir uns von dem erbettelten Almosen. Bertha's Kräfte schwanden zusehends hin. Sein Leben war nur noch ein Lichtlein, das sich kümmerlich vom letzten Tropfen Del nährt.

O theure Eltern, möge mir Gott die Sünde verzeihen, ich dachte jest öfters und bald mit besonderer Freude an den Selbstmord; mein Kind am Herzen und einen frischen Sprung in den Mississippi hinein, so hatten unsere Leiden ja ein Ende; und dieser Gedanke kehrte so oft wieder, daß ich schon ganz damit vertraut war. Doch Gottesange wachte über mir und dem unschuldigen Kinde. Unser Elend hatte sich von Tag zu Tag gesteigert. Meine Bertha an der kalten leblosen Brust sah ich eines Abends, Dunkans Island gegenüber, auf der Brustwehr am Dnai, schaute in die dunkeln Fluthen des Stromes hinunter und malte mir das Bild aus, wie gut es wäre, wenn wir Beide Arm in Arm dort unten lägen und erlöst wären von allem Erdenweh. Bertha's Schluchzen weckte mich aus meinem Sinnen. Das Kind bat um Brod, nur um ein klein wenig Brod. Seit gestern hatten wir nichts mehr gegessen, und die Verzweiflung zerrüttete mir den Verstand. Ich umschlang meinen bleichen Engel krampfhaft und sagte zu ihm, daß wir mit einander zum lieben Gott in den Himmel hinauf gehen wollten, wo es so schön sei und wo wir den Vater finden und wo die Großeltern auch bald hinkommen würden. Der Weg zum Himmel aber gehe da unten durch das sonnenbeglänzte Wasser hindurch, es solle keine Furcht haben und gerne mit mir kommen, und dann faltete ich seine Händlein zusammen, und es betete mir nach, daß der liebe Gott mir verzeihen und uns Beide gnädig als seine Kinder aufnehmen wolle.

Wie ich aber, in Thränen zerfließend, mit dem Kinde laut betete, schreckte mich eine Stimme an meiner Seite auf. Es war ein jüngerer Mann in einer Blause, ein deutscher Hafenarbeiter, der uns belauscht hatte.

„Ei, ei, meine junge Frau, sagte er und drohte mir mit dem Finger; das sind böse Reden, böse Absichten! Da unten im Mississippi schliese sich's wohl sorgelos, wenn nicht auch Tod und Grab ihr Erwaschen hätten. Wohl allen Denen, die keine Todssünde mit sich hinübernehmen. Und wäre denn das, was ich da angehört, nicht die größte Sünde?“

Er sagte das ernst, jedoch nicht unfreundlich. Ich fing heftig zu zittern an. Hierauf redete er mir milde und trostreich zu, und seine herzliche Theilnahme that mir unendlich wohl. Sein treues Auge, sein ganzes, grundehrliches Wesen floßten mir Vertrauen ein, und ich erzählte ihm in Kürze meine traurigen Schicksale. Ich sah eine Thräne in seinem Auge; o, er war ein gutes Herz! Er sagte mir, daß er mich schon gestern hier gesehen, daß er mich auch heute nie aus den



Augen gelassen und mir das Unglück wohl angesehen habe. Er lud mich ein, mit ihm nach Hause zu kommen und einstweilen bei ihm zu bleiben, bis ich einen Plan für die Zukunft gefaßt hätte. Da ich ihn mit Recht als meinen von Gott gesendeten Erretter betrachtete, so ging ich mit Freuden darauf ein. Er trug Bertha auf seinen Armen und stützte mich mit der Hand.

Der gute Mensch ist ein Hanoveraner und heißt Maier. Er hilft am Strom beim Ein- und Ausladen der Dampfschiffe und findet auf diese Weise sein Brod. — Mir war's, als hätte ich einen Bruder in ihm gefunden, und mein Herz war voll Dankbarkeit und Hochachtung für ihn.

Ich führte ihm sein einfaches Hauswesen. Er war immer freundlich und gütig und theilte seinen letzten Bissen mit uns. Besonders hatte Bertha in ihm einen wahren Vater. Er liebte das Kind vom ersten Augenblicke an, und es erwiderte diese Liebe aufs Beste.

Aber ach, ich erkrankte wieder, und zwar so gefährlich, daß der Tod mit im Spiele war, und nur der aufopferndsten Pflege unsers Freundes und der geschicktesten ärztlichen Behandlung hatte ich das Leben zu verdanken. Ja, Maier hat mich hierdurch zum zweiten Mal gerettet. Kaum war ich etwas besser, so legte sich auch Bertha neben mich. Weil das Kind wegen der schlechten Behandlung in seinem Kosthaus und wegen den jüngsten Entbehrungen fast gar keine Speisen mehr vertragen konnte, so war auch seine Krankheit sehr gefährlicher Art. O, da lernte ich das edle Herz Maier's erst recht kennen! Er hätte für Bertha nicht mehr Liebe und Sorgfalt haben können, wenn es schon sein eigenes Kind gewesen wäre. Auch diese Prüfung ging vorüber, und wir Beide genasen allmählig.

Nun entstand aber für mich die Frage, wie es in Zukunft mit mir und dem Kinde werden sollte. Unserm Freunde, der seinen täglichen Verdienst mit uns theilte, konnten wir nicht in die Länge zur Last sein; auch schickte es sich nicht, daß ich bei einem unverheiratheten Manne lebte. Maier hatte alles Mögliche aufgeboten, um Nachrichten von Joseph zu erhalten, aber nichts Bestimmtes erfahren. Deutsche, die von Orleans kamen und uns besuchten, behaupteten gewiß, sie haben ihn dort gesehen; allein er sei später an der Cholera gestorben. — Somit war mein Kind eine Waise und wir Beide erst ganz verlassen und der Schande anheimgefallen.

Theure Eltern! Ich habe Euch Nichts verschwiegen, ich habe Alles ausführlich erzählt, damit Ihr das Wichtigste, das nun folgt, und was Ihr errathen werdet, mir eher verzeihen möget.

Maier hatte mich lieb gewonnen. Glaubt aber ja nicht, daß diese Zuneigung sich je unzeitig geäußert, oder daß der gute Mensch jemals mehr als ein freundliches Wort von mir verlangt hätte. O nein! da würdet Ihr ihn schlecht beurtheilen. — Ich sah seine stille Liebe von Tag zu Tag wachsen; diese Wahrnehmung betrübte mich aber mehr, als sie mich beglückte. Ich hatte ja das Herz noch voll von Joseph's

Bild, und neben diesem war für kein anderes mehr Raum. Was aber geschehen mußte, geschah; denn Gott der Herr hat mich unter allen seinen Kindern zu großen Prüfungen bestimmt: Maier bat mich um meine Hand. Meine Thränen antworteten ihm. Er schlug meine Bedenken, meine Einreden dadurch nieder, daß er mir meine und meines Kindes Lage schilderte, wie sie war. Was sollte ich thun, was beginnen? Sollte ich wieder auf die Gasse wandern? Sollte mein Kind im Elend umkommen? Ich bat um Bedenkzeit aus; ich wollte zurück zu Euch. Maier war zu arm, sonst hätte er mir die Reisemittel verschafft. Er selbst war der beste Mensch von der Welt und stand allein im Leben. O, die Noth ist eine bereedte Zwingerin! Unter Kämpfen und Thränen habe ich endlich Ja gesagt. — O, verdammet mich nicht, meine theuren, theuren Eltern!

Ich bin nun seit zwei Monaten die Frau des besten Menschen. Maier ist immer gut, feelingut, und Bertha ist sein Augapfel, sein Liebling. Wenn der Vater von der Arbeit kommt, springt das Kind ihm die ganze Straße hinauf entgegen; dafür bringt er ihm Spielzeug, macht ihm selbst hübsche Segelschiffchen, und gekleidet muß das Jüngferlein immer sein, wie eine Prinzessin.

Unser Hauswesen ist einfach. Wir haben nur ein Zimmer, wie es hier gebräuchlich ist. In St. Louis hat man keine Küchen. Im Zimmer steht der eiserne Ofen, und dieser ist zugleich für das Kochgeschirr eingerichtet. Diesen Ofen schafft man selbst an; er kostet 12 bis 14 Dollar. Mein kleiner Haushalt erfordert wöchentlich 3 Dollar, hiezu kommen monatlich 3 Dollar Miethzins. Maier verdient im Durchschnitt täglich 1½ Dollar; mithin könnnet Ihr selbst berechnen, daß wir, wenn auch nicht herrlich und in Freuden, doch immerhin ohne bedeutende Sorgen leben können.

Ich füge mich in mein Geschick. Zu weitem Kämpfen, wie ich sie durchkämpfte, hätte ich weder Kraft noch Muth. Meine erste, wahre Liebe gehört Joseph und seinem Andenken. Meinen Mann achte ich schwesterlich, denn es giebt kein edleres Herz unter der Sonne, und da mich mein Gott auf so wunderbar verschlungenen Wegen ihm zugeführt hat, so will ich auch meine Pflichten als Gattin erfüllen, so treu und redlich, als ich kann. Ja, Einmal, ach nur Einmal hätte ich doch Joseph hienieden noch sehen mögen; aber sein Geist ist jetzt dort oben über den Sternen. — Möge er mir verzeihen! — Tausend Grüße u. s. w.

Eure hart geprüfte Tochter:

Margaretha Maier.

PS. Unsere Adresse lautet: Joachim Maier, Kosziusko-Street, Staat Missouri, Nordamerika.

Diesen Unglücksbrief erhielten Grittl's Eltern Anfangs April. Sie hatten kaum einen Monat vorher einen Brief von Joseph erhalten, voll bitterer Klagen, daß Grittl nicht nach Amerika gereist und ihm untreu geworden sei.



Schon vor Empfang seines Briefes hatten sie ihm geschrieben, daß Grittli zur verabredeten Zeit verreist und längst in St. Louis angelangt sei. Diese Antwort erhielt Joseph im April, und man denke sich sein Erstaunen, seine Angst, seinen Schmerz. Wie verwünschte er jetzt seine Leichtgläubigkeit, sein Aufbrausen, sein thörichtes Handeln. Schnell packte er seine Sachen zusammen und reiste mit dem nächsten Dampfschiff nach St. Louis ab. Aber wie Grittli finden in einer so großen Stadt von 100,000 Einwohnern? In St. Louis angelangt, hörte Joseph Manches von Grittli's Schicksalen und erfuhr auch, daß man ihn selbst für todt gehalten hatte; allein Niemand konnte ihm sagen, wo er Braut und Kind finden könne. Doch der reumüthige, liebende Joseph ruhete und rastete nicht; er durchforschte Straße um Straße, war Morgens früh bis Abends spät auf den Beinen, fragte bei Deutschen und Amerikanern — Alles umsonst. Oberbach war nicht mehr in St. Louis; er hatte sich nach Texas begeben. Joseph sah nun ein, daß dieser Schuft das Werkzeug seiner Mutter gewesen sei, die seine Heirath sogar bis übers Meer verfolgte. Von einer Frau, die Grittli früher gekannt hatte, erfuhr er, daß sie dieselbe vor einigen Wochen am Ufer gesehen habe. Mit erneuertem Eifer setzte er seine Nachforschungen fort.

Seit Joseph's Abreise aus der Schweiz waren nun anderthalb Jahre verflossen. Grittli war seit acht Monaten in St. Louis, drei Monate hatte sie im Elende gelebt, und seit vier Monaten war sie Maier's Frau. Nicht der leiseste Unfriede störte diese Ehe. Wo Maier seiner Frau eine Freude bereiten konnte, that er es, und auch Grittli bestrebte sich, ihrem Manne das Leben zu verschönern. Bertha war nun fast vier Jahre alt, ein kluges und wunderhübsches Kind. An einem schönen Maitag spielte Bertha mit andern Kindern bei'm Brunnen; es hatte zwei neue schöne Schiffchen, und jauchzend führten die Kinder diese kleinen Fahrzeuge im Brunnen auf und nieder. Da kam ein Mann die Straße hergegangen; der schaute so traurig und sinnend d'rein, daß man sah, es drückte ihn ein schwerer Kummer. Es war Joseph. Er blieb stehen und schaute ihnen zu. „Nei luegid

au, wie 's groß Schiffli so lustig fahrt!“ rief Bertha, in die Hände klatschend. Diese Stimme, diese Schweizersprache, wie heimelig klang sie in Joseph's Ohr. Rasch trat er zum Brunnen, faßte Bertha bei der Hand und sprach bewegt: „Liebes Kind, sprich, bist du eine Schweizerin?“ Bertha blickte mit Erstaunen zu dem Manne empor: nach einer kleinen Weile sagte sie halb-zweifelnd: „Bist du es, Vaterli?“ Auf einmal fangen des Kindes Augen zu leuchten an; es streckt seine Arme nach dem zitternden Manne und jubelt: „Vaterli, o Vaterli, bist wieder da? Kennst mich nicht mehr? Ich bin deine Bertha!“

Voll Entzücken schließt Joseph das Kind in seine Arme und eilt mit ihm in das Haus, wo Grittli wohnt. Eben wie er in die Stube tritt, ist Grittli beschäftigt, das Mittagessen aufzutragen; sie erblickt ihn, läßt Alles fallen, wird todtensbleich, schwankt und stürzt ohnmächtig nieder. Während Joseph die Ohnmächtige in seine Arme nimmt und mit brennenden Küssen, mit den zärtlichsten Namen sie wieder ins Leben zu rufen sucht, ruft eine Stimme: „Halt, Herr, was wagen Sie! Was geht hier vor?“ Es war des eben eintretenden Maier's zürnende Stimme. Es erfolgte nun ein heftiger Wortwechsel zwischen Joseph und Maier. Joseph weiß nicht, daß Maier Grittli's Mann ist, und Maier kennt Joseph, Grittli's Bräutigam, nicht. Endlich klärt sich das Verhältniß auf, und es beginnt nun wieder ein heftiger Streit, wenn Grittli angehört. Joseph beruft sich auf seine frühere Verbindung, Maier auf das Gesetz, welches seine Ehe schütze. Beide Männer verlangen endlich, daß Grittli entscheiden solle. Jammernd rief die Weinende: „Das kann ich nicht! Wohin ich sehe, ist Verwirrung, Unglück. Ich liebe Euch beide. Ich liebe Joseph bis in den Tod, und für Maier würde ich mein Leben lassen; er hat ja mich und Bertha vom Hungertode und vom Selbstmord gerettet!“ Als endlich Grittli gestand, daß sie von ihrem jetzigen Manne schwanger sei, war Joseph's Stolz und Trotz dahin. Er reichte Beiden die Hand zum Abschied und stürzte fort. Einige Wochen nachher schrieb er an Grittli's Eltern wörtlich Folgendes.



Liebe Eltern!

Mit zitternder Hand schreibe ich Euch. Ich bin eben erst von einer schweren Fieberkrankheit aufgestanden, weil mich das Unglück so ergriffen hat.

Meine Gräthe habe ich gefunden. Sie ist verheirathet, verheirathet mit einem Andern.

Als ich Euer Schreiben in Orleans erhalten, habe ich gleich bei Deutschin, die herabgekommen, gehört, sie sei gewiß in St. Louis und thäte sich bei Vanden leuten aufhalten.

Da bin ich gleich den Mississippi hinauf, aber ich habe sie lange nicht gefunden und mußte glauben, daß sie todt sei. Drauf hab' ich zufällig die liebe Bertha an einem Brunnen gesehen, und sie hat mich gleich erkannt und hat mich zur Gräthe rein geführt. Ich glaubte, ich könnte in ihre Arme sinken, aber wie sie mich sah, ist sie gleich zusammengestürzt und konnte kein Wort sprechen. Diese Scene kann ich nicht beschreiben. Dann kam ihr Mann, und als ich hörte, daß sie verheirathet sei, kam ich ganz von Sinnen, und wollte die Gräthe mit Gewalt zum Haus hinaus tragen. Sie hat sich fast todt geweint, aber ich konnte sie nicht wegnehmen, denn sie ist in andern Umständen, und darum thäte ich jetzt doch nicht glücklich mit ihr leben.

Ich bin gestern noch einmal ins Haus gegangen. Da sagte mir die Gräthe, wie sie in St. Louis im größten Elend gewesen, und sie habe besonders geheirathet wegen unserer Bertha, daß sie einen Vater und eine Heimath habe und nicht Hungers sterbe. Jetzt ist aber ihre Liebe zu mir wieder ganz erwacht, und sie will nicht mehr gerne bei ihrem Manne bleiben; sie hat geweint und gesagt, sie möchte mit mir weit fort zu den Indianern, in die Wälder hinein; aber ach, sie ist ja schwanger, und so kann das wieder nicht sein. Ich habe ihr vorgeschlagen, ich wolle die Bertha zu mir nehmen, und sie soll bei ihrem Manne bleiben; aber sie kann das Kind nicht lassen, und ich mag ihr auch keine neuen Leiden mehr bereiten. Kurz, wir wissen gar nicht, was wir anfangen sollen. Ich gehe jedenfalls nicht von hier weg. Es gibt auf der Welt doch keine unglücklicheren Menschen mehr, als wir Beide sind, und ich glaube, Gott im Himmel selbst wolle es nicht haben, daß wir zusammenkommen sollen.

Die Gräthe hat geglaubt, ich sei in Orleans an der Cholera gestorben. Es war das aber nur eine Verwechslung. Es war mein Bekannter, der Müller Trüb von Adliswil, der ist wirklich, als ich drunten war, von der Cholera hingerafft worden. Ihr könnet das seinen Verwandten berichten. Es starben damals wohl täglich einige Hundert Menschen, und da hatte dann Einer, der es nicht recht wußte, die Nachricht nach St. Louis hinauf gebracht, ich sei todt. Das hat die Gräthe dann auch zur Heirath getrieben.

Das ist wahr, sie hat einen guten Mann, und er hat sie auch recht lieb; aber seit sie weiß, daß ich lebe, ist sie unglücklich und möchte von ihm weg; er aber will sie nicht lassen. Sie hat es nicht gar gut gemacht. Ihr Mann kann keine Profession und Nichts nicht und hat auf den Dampfschiffen im Winter auch nicht beständig Arbeit. — Ich gehe jetzt nicht mehr ins Haus,

damit ich nicht den Frieden löse. Die Bertha, o wie ist das Kind so gut und so schön geworden! Die Bertha sehe ich alle Tage, denn ich wohne nur eine Viertelstunde weiter entfernt.

O, liebe Eltern, rathet mir, was ich thun soll! Soll ich die Gräthe mit Gewalt wegnehmen und mit ihr und dem Kinde entfliehen? Soll ich sie dem Vater lassen und ewig unglücklich sein? — Wenn ich als so drüber nachdenke, wie schön Alles gewesen wäre, so verzweifelte ich fast. Ohne die Gräthe kann ich nicht leben, und sie hat einen Andern! Was noch mehr ist, das sind ihre Umstände! Ich müßte sie sammt dem Kinde nehmen, und das ist wieder so schwer. O rathet uns, was sollen wir thun?

O der schändliche Oberbach ist an Allem schuld. Warum hat er gesagt, die Gräthe gehe nicht draußen fort, und wenn ich sie haben wolle, soll ich sie holen u. s. w. u. s. w.

Euer unglücklicher

Joseph.

Einige Monate später schrieb auch Grättli nach Hause. Es hatte sich in ihren Verhältnissen nichts geändert. Auch sie weiß nicht, was zu thun ist, und bittet die Eltern ebenfalls um Trost und Rath.

Bereits sind zwei Jahre verflossen, und es sind keine Nachrichten mehr aus Amerika gekommen, auf welche Weise sich dies schwierige Verhältniß gelöst und welcher von beiden Männern Grättli als Siegespreis behauptet habe. Wenn eine solche Nachricht kommt, wird sie der Kalender mittheilen.

### Eine weibliche Kriegsgurgel.

Es ist sonst nicht Weiberart, der Trommel zu folgen und sich in das blutige Schlachtgewühl zu stürzen. Die Weiber führen nur den Zungenkrieg und zwar recht meisterhaft — aber das Erschießen und Todstechen, das überlassen sie den närrischen Männern. Daher ist denn auch eine weibliche Kriegsgurgel eine große Seltenheit, und eine solche Seltenheit will der Kalendermacher seinen Lesern vorführen. Es wird gewiß Jedermann interessieren, die Reisen, Abenteuer und Kriegszüge der am 25. Juni 1853 im 92. Altersjahr in Zürich verstorbenen Frau Oberst Engel zu vernehmen. Sie diente mit ihrem Manne unter dem berühmten Kaiser und Kriegshelden Napoleon und machte die meisten Heerzüge desselben in Italien, Spanien, Egypten, Deutschland u. s. w. mit.